Jugend des „Nationalen Sozialismus"

Von Gunther Orsoleck

„Nationalsozialismus" und „Nationaler Sozialismus"?

Es wäre leichtfertig, gegenüber der Entwicklung, wie sie in Deutschland ein Großteil der jungen Generation auf der Rechten genommen hat, die Augen zu verschließen; lange genug hat man es leider getan. Auch heute noch begegnet man oft einer Unterschätzung des Gegners, die vor 4 oder 3 Jahren gerechtfertigt war — die es aber heute nicht mehr ist. Die Verantwortung vor Gegenwart und Zukunft zwingt uns, die Dinge nüchtern und klar zu sehen.

Mit Absicht haben wir diesen Artikel nicht mit dem Worte „Nationalsozialismus" überschrieben, sondern mit dem Ausdruck „Nationaler Sozialismus". Der kleine Unterschied der Schreibweise bedeutet einen programmatischen Faktor größten Ausmaßes. Hier nämlich liegt die Gefahr, auf die hinzuweisen Pflicht ist; hier stoßen wir auf jene einzige Gruppe des deutschen Faschismus, mit der geistig auseinanderzusetzen sich lohnt. Diese Gefahr heißt weder Hitler noch Goebbels; diese Gefahr heißt Strasser.

Im Jahre 1926 las man im „Völkischen Beobachter" eine Diskussion zwischen Gregor Strasser und dem Schriftleiter des „Völkischen Beobachters", dem ehemaligen zaristischen Untertan Alfred Rosenberg. Letzterer trat für die offizielle Lesart „Nationalsozialismus" ein, während Strasser damals erstmalig die Parole des „Nationalen Sozialismus" ausgab, wobei das Gewicht auf den Sozialismus zu legen sei. Die anschließende Entwicklung hat gezeigt, daß unter Fortführung der damals angedeuteten Linien sich verschiedene Gruppen bildeten.

Wir wollen hier die Position der Jugend umreißen, die man allgemein als „rechtsstehend" bezeichnet. Daß man es für die Gesamtheit tut, ist ein verhängnisvoller Fehler, denn die dort herrschenden Ideen sind Ausdruck eines revolutionären Willens, der von der Zerschlagung irgendwelcher Organisationsformen nicht mehr berührt wird und mit der Möglichkeit rechnet, für viele Jahre Theorie bleiben zu müssen. Lösen wir uns daher vom Klischeebild des „nationalen Jünglings", wie er uns im Jungstahlhelm und ähnlichen Vereinen entgegentritt, und suchen wir diese Kreise zu sehen, wie sie wirklich sind.

„Junge Generation" war bisher ein auf der ethisch-kulturellen Linie liegender Ausdruck für den Willen bürgerlicher Jugend nach eigengesetzlichem Leben. Politisch bedeutsam wurde er erst nach Stabilisierung der Republik 1924, als diese Jugend gezwungen war, über den gefühlsmäßigen Putschismus hinauszudenken. Die führenden Köpfe der jungen Generation begannen ihre Bünde zu politisieren, schlagwortartig formuliert etwa mit der Tendenz: Unter Wahrung der volklichen Besonderheiten den sozialistischen Nationalstaat zu erkämpfen! Man sage nicht, dies sei eine zu weit gehende Verallgemeinerung. Gewiß stehen heute nur die radikalsten Teile der nationalen Jugend auf diesem Standpunkt; aber sie haben einen Weg genommen, auf dem sie scheinbar zwangsläufig die ganze bündische Jugend und weiteste Kreise über sie hinaus nach sich ziehen. Bemerkenswert ist die scharfe Selbstkritik dieser Menschen; unverkennbar ihr ernstes Bestreben, die Gedankengänge der proletarischen Massen zu verstehen; ernsthaft auch das Bemühen, die theoretischen Grundlagen der Fiktion „nationaler Sozialismus" zu unterbauen. Diese Gruppen — also die linken Nationalsozialisten und die Kreise des jungen Nationalismus — sind heute dabei, sich auf einen langwierigen Kampf einzurichten. Obgleich sie nach außen den Parteibetrieb mitmachen, beginnt sich immer stärker die Ansicht durchzusetzen, daß die Stunde des nationalen Sozialismus noch nicht gekommen sei, bzw. durch den Abmarsch Hitlers ins Lager Hugenbergs auf lange hinausgerückt sei. Wir werden im folgenden Stimmen aus diesem Lager anführen — Stimmen, die wir in den nächsten Jahren in dieser oder jener Form immer wieder hören werden. Je eher wir uns mit ihnen auseinandersetzen, desto besser für Staat und Volk.

„Stilkrise des Antimarxismus"

Ende 1928 erschien in den „National-Sozialistischen Briefen" ein Artikel des jetzigen Schriftleiters der nationalsozialistischen „Schleswig-Holsteinischen Tageszeitung", Bodo Uhse: „Stilkrise des Antimarxismus." Nachdem er sich über die Unfähigkeit und Stillosigkeit der Antimarxisten — er meint seine Parteigenossen! — ausgelassen hat, schreibt er: „Man kann nicht umhin, als eine der Ursachen der Stilkrise des Antimarxismus eine verblüffende Unkenntnis dessen festzustellen, was Marxismus heißt, ist und will. Von dem Entstehen des Marxismus, von seinem Wesen und Wollen, von seiner Entwicklung und seinen innern Kämpfen, von all dem und manchem andern, das zu wissen dem Antimarxisten eigentlich selbstverständlich sein sollte, hat er oft, sehr oft überhaupt keine Kenntnis. Zumeist findet er es auch nicht nötig, sich dieser Tatsache zu schämen. . . Diese antimarxistischen Kämpfer haben die alte Welt nicht zertrümmert und kein Steinchen zum Bau der neuen herbeigetragen." In dieser Tonart sind die meisten Aeußerungen aus diesem Lager gehalten, mögen sie nun in den „Kommenden", den „National-Sozialistischen Briefen", dem „Jungen Volk", „Reichswart", den Strasserschen Kampf-Verlag-Zeitungen oder ähnlichen Blättern stehen. Daneben kann man hier auch ein oft sehr scharfes Abrücken vom italienischen Faschismus und ein recht deutliches Sympathisieren mit der Sowjetunion beobachten. Im Januar 1930 sprach der geistige Führer dieser Gruppen, Dr. Otto Strasser, im „Jungkonservativen Klub" in Berlin über seine Ideen; und sogar er mußte zugeben, daß ein positives Programm weder in der Eigentums- noch in der Agrar- oder Industriefrage vorläge. Will man ernsthaft an diese Fragen herangehen, ist man entweder auf marxistische Grundlagen angewiesen oder auf die Schmarren der Bang und Konsorten. Das Ergebnis dieser Zwangslage einer unschöpferischen Partei ist auch entsprechend. Besser steht es nur in Deutschböhmen, wo die Partei seit 1908 besteht und über eine beachtenswerte Literatur und Presse verfügt.

Immerhin sind die erwähnten Kreise als „Vorkämpfer der jungen Generation" ernsthaft bemüht, hier Wandel zu schaffen. In den „Kommenden" vom 14. Februar 1930 lesen wir: „Unsre Auseinandersetzung kann sich nur mit jenen jungen Kräften innerhalb der Partei beschäftigen, die ehrlich um einen nationalen Sozialismus folgerichtig bemüht sind, von denen, wie wir gestehen müssen, wir allerdings nur geringe Hoffnung haben, daß sie sich durchsetzen werden. Es handelt sich um die Richtung um die „National-Sozialistischen Briefe", die einzige von einer einsatzbereiten Jugend ernst zu nehmende Richtung in der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei. So finden wir in der Folge vom 1. Januar 1930 dieser Zeitschrift einige Aufsätze aus den Reihen der Hitler-Jugend, die, zum erstenmal in den „National-Sozialistischen Briefen!", wirtschaftliche Fragen in Angriff nehmen. . . . Wenn auch die maßlosen Ungerechtigkeiten unsers vom Kapitalismus beherrschten Zeitalters immer noch zaghaft angegriffen werden, wenn beispielsweise über die bisherige Forderung der NSDAP. auf Gewinnbeteiligung an Großbetrieben hinaus die Daseinsberechtigung des Großbetriebs überhaupt in Frage gestellt wird (des privaten Großbetriebs!), also die Nationalsozialisten endlich einmal über den Fordismus hinausgehen, so sind hier immerhin die Möglichkeiten gegeben, daß sich die ehrlichen Teile der Partei vom sozialreformistischen Standpunkt, den sie mit der SPD. teilen, zum sozialrevolutionären entwickeln." Das schreibt unter dem Decknamen R. Rudolf ein jüngeres Parteimitglied in führender Stellung! Daneben gibt es im Lager der Hitler-Jugend Stimmen, die ganz offen dasselbe sagen. In einem Artikel „Bündische Menschen in der Hitler-Jugend" schreibt Artur Grosse, der zur Reichsleitung der Hitler-Jugend gehört, folgenden Warnruf: „Wir haben noch Zeit, mit aller Anspannung der Kräfte unsre Jungen zu schulen und zu formen, wir haben noch Zeit! Wehe, wenn es einmal zu spät ist und die Sturmtrupps verbluten für einen Staat, der äußerlich vielleicht eine andre Fahne, einen andern Namen, eine andre „Ordnung" bringt, innerlich aber die alte Bourgeoisfratze und Kulturlosigkeit herausgrinst. Dann wären die 2 Millionen Tote vom Weltkrieg, die Tausende vom Bruderkampf umsonst gefallen. Dann wären wir die Verräter am Volke!" („Die Kommenden", 10. Januar 1930.)

Klassenkampf-Töne.

Recht typisch für die Unklarheit dieser „Jungpolitiker" ist es, daß Grosse, nachdem er weiter unten geschrieben hat: „In der politischen Wirklichkeit mußte man zur Bejahung der politischen Kräfte der Gegenwart, zur Bejahung der Parteien und Bünde als politische Kräfte kommen und alle Ressentiments, die irgendwo noch aus dem bürgerlichen Kinderbett auftauchten, überwinden", hieraus die Folgerung zieht, man müsse die NSDAP. als Stoßtrupp des Sozialismus bejahen. Womit er ungewollt übrigens die Behauptung der Opposition bestätigt, daß die NSDAP. gar nicht den nationalen Sozialismus verkörpere, sondern nur einen, nicht gerade den wertvollsten Teil davon! Man erzählt sich in jenen Kreisen gern das bezeichnende Wort eines sehr prominenten nationalsozialistischen Führers: „Wie stark muß die Idee des nationalen Sozialismus sein, daß er eine NSDAP. ertragen kann!"

Unterschätzen wir solche Bekenntnisse einer offenherzigen Selbstkritik nicht. Heute zwar noch vereinzelt, wächst ihre Zahl, und mit ihr die Gefahr einer Parteigruppe, die ernsthaft die Bearbeitung des Proletariats für nationalistische Zwecke in Angriff nimmt. Diese Leute nehmen ihre revolutionären Phrasen bitter ernst; ein besonderes Kennzeichen für sie ist, daß sie vorzugsweise Karl Marx zitieren oder andre Anleihen im marxistischen Arsenal machen. Man kann zuweilen durchaus von einem „nationalen Marxismus" sprechen. Artur Grosse, der immer mehr zum Sprecher der Hitler-Jugend zu werden scheint, schloß vor Jahresfrist einen Aufsatz in den „National-Sozialistischen Briefen" „Die proletarische Aufgabe", nachdem er Jean Jaurès als Kronzeugen zitiert hat, mit den Worten: „Nur durch die innere Geschlossenheit des deutschen Proletariats und einen restlosen Opferwillen eines revolutionären Kämpfertums formt sich die neue Front. Bewußt greift sie über die Kampfforderungen der Arbeiterklasse . . . hinaus und meldet gegenüber den aus bürgerlich-liberalistischem Geiste geborenen Klassenansprüchen den Lebensanspruch des Volkes an. Der Weg zur deutschen Freiheit führt über die Besiegung der Bourgeoisie durch das deutsche Proletariat. Er wird vollendet, wenn dies in engster Verbundenheit mit den unterdrückten und verproletarisierten Völkern der Welt die imperialistischen Staaten und den internationalen Kapitalismus als Todfeinde jeden völkischen Lebens niedergerungen hat." Am 1. März 1930 schreibt er in der Beilage „Im Braunhemd" zur Strasser-Zeitung „Der nationale Sozialist" unter der Ueberschrift: „Um die proletarische Front" die für einen Parteinazi recht gewagten Sätze: „Die Hitler-Jugend, Bund Deutscher Arbeiterjugend, ist eine Angelegenheit des deutschen Proletariats. Mit seinem Kampfe steht sie — mit seinem Kampfe fällt sie. . . . Es hängt nicht von dem Willen des einzelnen ab, ob er Proletarier ist, sondern nur, ob er es bleiben will, genau so, wie es gar nichts nützt, wenn wir Deutschen sagen: ‚Wir sind im Felde unbesiegt', und: ‚Wir sind keine Tributsklaven', wenn wir tatsächlich doch die Waffen streckten und uns dem Imperialismus des Westens unterwarfen."

Vom „magischen Nullpunkt".

Ueber all dem liegt Untergangsstimmung. Es scheint so, als sähe diese sicher ehrlich ringende Jugend an allem Bestehenden nur das Negative, Unfertige; als begriffe sie gar nicht, daß ihre Verzweiflungsanschauungen letztlich doch aus ihrem eignen „blutsmäßigen Erbe" geboren sind, daß sie Zeichen einer Dekadenz sind, die nicht gegen das herrschende demokratische System, sondern gegen diese Jugend selbst sprechen. Aber — wie wird auch diese Stimmung dauernd genährt! Am aufschlußreichsten ist dafür das Heft der „National-Sozialistischen Briefe" vom 1. Juni 1929. Wen wundern die Parolen der Jüngeren, wenn man da in einem Aufsatz „Katastrophenpolitik" von Gregor Strasser liest: „. . . alles, was der bestehenden Ordnung der Dinge schädlich ist, findet unsre Unterstützung; alles, was geeignet sein könnte, diese gegenwärtige Ordnung der Dinge, die nach unsrer Ansicht eben eine tödliche Unordnung ist, zu verlängern, findet unsre Bekämpfung. Oder mit andern Worten: Da wir die Katastrophe, der nach unsrer Ueberzeugung die liberalistische Formenwelt zusteuert, wollen, unterlassen wir jedes Eingreifen unserseits, ja sogar hindern wir nach Kräften jedes anderweitige Eingreifen, das den Eintritt dieser Katastrophe hinausschieben könnte. . . . Seien wir uns dessen immer bewußt: Alles, was der Beschleunigung des Katastropheneintritts des herrschenden Systems dient, so z. B. jeder Streik, jede Regierungskrise, jede Machtzersetzung, jede Systemschwäche (wie Abschaffung der Todesstrafe, Pazifismus usw.) ist gut, sehr gut für uns, für unsre deutsche Revolution, und immer und stets ist es unser Bestreben, solche Schwierigkeiten zu verstärken, zu vertiefen, zu verlängern, um den Tod des Systems rascher herbeizuführen." (Und der Eid des katastrophalen Ministers Dr. Frick?!) Folgerichtig hieraus ist es, wenn am 15. März 1930 einer der Strasserschen Agenten, Karl O. Paetel, in den „National-Sozialistischen Briefen" schreibt unter „Klare Fronten": „Keinen Mann diesem System, wenn es Schwierigkeiten hat! Jede Schwächung des Systems ist eine Chance für uns! Und wenn die Spießer dreimal „Bolschewismus" zetern und für die Nippes ihrer Kommoden zittern, was schiert das uns? Dieser Staat geht uns nichts an. Er mag sich selber schützen. Wir warten — auf einen andern Tag . . ."

Hier — in der ätzenden Kritik am kulturellen und politischen Erbe des bürgerlichen Staates, in der immer radikalern Formulierung neuer Thesen, in der Weltwendestimmung — zeigt sich die Grundhaltung dieser Menschen der jungen Generation: Alles Bestehende ist in Zweifel getaucht; die Relativität des gegenwärtigen Daseins feiert Triumphe — und im Mittelpunkt dieser nebelhaften Welt aus unbestimmbaren Gefühlen schwebt der berühmte „magische Nullpunkt" des Bourgeois-Anarchisten Ernst Jünger.

Wenn in dem obenerwähnten Heft der „National-Sozialistischen Briefe" Hartmut Plaas, Adjutant Ehrhardts, den Zusammenbruch der kommunistischen Aktion vom 1. Mai 1929 bedauert, und Bodo Uhse, der aus dem Bund Oberland stammt, meint, es sei die Aufgabe des Bauern, „dem System die Wurzeln abzuschlagen, indem man . . . die Vernichtung der gegenwärtigen Herrschaft vorbereitet", so sind das typische Aeußerungen von Landsknechten, die nur in Desperadostimmung sich wohl fühlen. Daneben aber erheben sich doch immer stärker die Stimmen, die die Notwendigkeit der theoretischen Unterbauung des nationalen Sozialismus betonen. Die schöpferischen Köpfe sind hier allerdings dünn gesät. Dr. Erich Rosikat (Breslau), der einzige Mann in der NSDAP., der fähig war, ein brauchbares und ernsthaft diskutables Agrarprogramm zu schaffen, wurde schon vor drei Jahren unter nichtigen Vorwänden aus der Partei ausgeschlossen; die Münchner Bonzen fürchteten mit Recht seinen konsequenten Sozialismus. Vorsichtiger war Dietrich Klagges, eine, vielleicht die Kapazität der Partei auf dem Gebiete der Industriefragen. Er behandelt — in meist recht vorsichtigem Tone — spezielle und grundsätzliche Wirtschaftsfragen, wobei er auch Probleme anschneidet, die die Partei sonst wie die Pest meidet. Für die offizielle Partei ist heute noch ein in der Inflation entstandenes Schwärtchen des M. d. R. und Dipl.-Ing. Gottfried Feder aus Murnau maßgebend, das ebenso gut der alldeutsche Oberfinanzrat Bang geschrieben haben könnte. Vielfach unbekannt ist übrigens die Tatsache, daß Feder die erste Auflage seines „Manifest über die Brechung der Zinsknechtschaft des Goldes" mit den Worten schließt: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" Ab zweiter Auflage war er wieder stramm national, und sein erwähntes „Hauptwerk", „Der deutsche Staat auf nationaler und sozialer Grundlage", ist mildes Geplätscher eines Patrioten.

„Sich gegebenenfalls auf den Marxismus umstellen . ."

Klagges geht über Feder mit einer Handbewegung hinweg und rollt das Problem der Wirtschaftsumformung in seiner ganzen Grundsätzlichkeit auf. Eine Zitierung seiner Aeußerungen würde hier zuweit führen. Festzustellen bleibt, daß von seiten der „Jungen" das Wirtschaftsproblem immer mehr in den Vordergrund gestellt wird und ein zeitbedingter Materialismus zutage tritt, der oft marxistisch anmutet und auf jede Idealisierung verzichtet. Das mag mit daher rühren, daß der proletarische Einschlag in diesen Kreisen ganz erheblich größer ist, als man gemeinhin annimmt, wenngleich ihre Sprecher zumeist bürgerliche Renegaten sind. Bei diesen stößt man dafür auf eine Weitherzigkeit der Anschauungen, die oft verblüffend wirkt. So äußert sich Heinz Gollong von der Freischar Schill in den „Kommenden" vom 10. Januar 1930 u. a. wie folgt: „Es wird in dem Augenblick der Gewaltergreifung des Sozialismus sittliche Pflicht aller Sozialisten sein müssen, ihre bisher verfochtenen Systeme fallen zu lassen, um sich dem zu beugen, was die Zeit mit ihren Spannungen erfordert. Eine derartige Einstellung ist allerdings spärlich vertreten, denn es gehört für einen Nationalsozialisten gewiß sehr viel Ueberwindung dazu, sich gegebenenfalls auf den Marxismus umstellen zu müssen." Und weiter unten: „Es ist ohne jeden Zweifel, daß der Sozialismus dieser Jugend nicht bei sittlichen Forderungen oder erzieherischen Erwägungen über die besitzende Klasse stehenbleiben kann, sondern daß er . . sich nicht scheuen wird, in angebrachten Fällen das Privateigentum zugunsten der sozialistischen Nation anzugreifen, die bürgerlichen Zaubereien von Moral und Ethik zu zerstören, die unsaubern Geschäfte der Kirchen zu unterbinden und den Gegner ihres Staates zu vernichten . . ." Ein Rolf Becker von der Bundesleitung der „Adler und Falken", ein Parteinazi, sagt in derselben Folge der „Kommenden": „Wir verzichten gern auf die Volksgemeinschaft mit der nationalen Reaktion und der Bourgeoisie. Wir sind uns bewußt, daß hier eine Auseinandersetzung mit der Waffe erfolgen muß, denn das international gebundene Besitzbürgertum wird nicht freiwillig zugunsten der Nation zurücktreten, es wird nicht kampflos einwilligen in die soziale Umwälzung, die zur Gesundung der Völker notwendig ist. Das Bekenntnis zum Klassenkampf bedeutet das Bekenntnis zum neuen Volk der Arbeiter und Bauern, das erst nach Ausfechtung des Kampfes wird erstehen können."

Aktivismus!

All diese Beispiele — die durch andre Namen und andre Schriften beliebig vermehrt werden könnten — zeigen, daß diese Jugend im Abmarsch ins Lager eines radikalsozialistischen Nationalismus begriffen ist. Sie zeigen, wie immer wieder romantische Ideologie den Willen, die Dinge klar zu sehen, überwuchert; sie zeigen aber auch die leidenschaftliche Einsatzbereitschaft für ein großes Ziel. Sehen wir hier weiter untätig zu, könnte einmal der Tag kommen, da aus der revolutionären Parole der Führung die Revolte der Jugend erwächst und wieder Volksgenosse gegen Volksgenossen steht. Gewiß brauchten wir diesen Kampf nicht zu scheuen; aber es sollte u. E. die Aufgabe gerade einer Organisation, wie es das Reichsbanner ist, sein, diesen Kampf umzuformen in einer Weise, wie er der gesamten Nation förderlich ist. Die Aufgabe, den Aktivismus dieser begeisterungsfähigen Kräfte der Republik dienstbar zu machen, ist gewiß nicht leicht; aber bisher ist kaum irgendwo der Versuch dazu unternommen worden. Nur aktives Arbeiten und Handeln wird die Aktivisten mitreißen können; und es wäre nicht nur undemokratisch, sondern auch unklug, kritischer Jugend die Kritik untersagen zu wollen. Aber ihre am eignen Lager geübte Kritik kann man benutzen, um unter Anerkennung der Mängel des heutigen Systems Wege zu einer besseren Zukunft zu suchen. Die Plattform für ein Zusammenkommen zwischen uns und jenen kann nur das gemeinsame Bekenntnis zur Nation sein — ein Bekenntnis nicht im Sinne eines verhaßten Patriotismus, sondern des Aufbaues und Ausbaues dieser deutschen Republik zu einem sozialen, lebendurchfluteten Gebilde. Greifen wir an, was an reaktionären Rudimenten in allen Lagern einer freiern Zukunft im Wege steht, und wir ordnen damit den Aktivismus aller Jungen unserm Kampf ein; wandeln wir ein viel gebrauchtes Wort ab in einem neuen Sinne zur Parole der jungen Republik: Macht die Sache der Jugend zur Sache der Republik, dann wird die Sache der Republik die Sache der Jugend sein! —

Der Anschlußgedanke in Deutschland

Seit zehn Jahren müht sich Oesterreich, dieses verstümmelte Staatsgebilde, auf einer unnatürlichen wirtschaftlichen Grundlage um seine Existenz. Als das alte Oesterreich-Ungarn zusammenbrach und zerfiel, die Nachfolgestaaten erstanden, haben als letzte Stützen der alten Monarchie endlich auch die Deutschen Oesterreichs die übriggebliebenen Reste zum neuen Staate zusammengetragen. Die österreichische Nationalversammlung faßte ihren grundlegenden Beschluß für die österreichische Verfassung: Deutsch-Oesterreich ist ein Bestandteil der deutschen Republik.

Das war die Geburtsstunde des seit Jahrzehnten im deutschösterreichischen Volke schlummernden Anschlußgedankens, der im alten Staat als Hochverrat verfolgt wurde und jetzt frei und elementar stark sich erhob. Wie wurde eigentlich diese Nachricht von uns aufgenommen? Hat sie uns überrascht, verblüfft? Wir haben diesen Beschluß der österreichischen Nationalversammlung hingenommen wie alles in jenen Tagen. Die Regierung der Volksbeauftragten hat den Deutschösterreichern im Reiche das Wahlrecht zur deutschen Nationalversammlung gegeben, und im Januar 1919 waren zum ersten und einzigen Male die hier lebenden Deutschösterreicher den Deutschen gleichgestellt. Die Einigkeit der deutschen Stämme schien mit einem Schlag erreicht und der Anschlußgedanke Tat geworden zu sein. Der Tag der Wahl zur Nationalversammlung war ein Höhepunkt, der schnell erreicht war, und von dem es dann ebenso schnell wieder bergab ging. In dem Trauerspiel, das nun folgte, wurde auch der Anschlußgedanke zu Grabe getragen.

Wer spricht heute noch von „Anschluß"? Wenn nicht der Deutschösterreichische Volksbund die Unterstützung einiger Politiker verschiedener Parteien gefunden hätte, von denen insbesondere der Reichstagspräsident Löbe hervorragend für den Anschluß wirkt, und einige große Zeitungen immer wieder ihre Spalten zur Verfügung stellen würden, die Anschlußfrage würde in der Oeffentlichkeit keine Rolle spielen.

Das sind also die ersten zehn Jahre des Anschlußgedankens. Es ist nicht sehr schön, eine solches Ergebnis öffentlich feststellen zu müssen. Aber ist es richtig, dieser Tatsache noch weiter auszuweichen? Können wir uns ein solches Ziel der Einheit des deutschen Volkes setzen und es öffentlich mit solcher Gleichgültigkeit behandeln?

Fragen wir unsre politischen Führer nach dem Anschluß Oesterreichs, dann ist das eine Frage, über die am besten nicht gesprochen werden soll. Es ist eigentlich ein Geheimnis, wie unsre Führer und unsre Parteien zur Anschlußfrage stehen. Der eine schützt außenpolitische, der andre innenpolitische Gründe vor. Bald stehen parteipolitische, bald wirtschaftliche Interessen in Frage, und nicht zu vergessen die konfessionellen Einflüsse. Nur die nationalen Interessen darf man vergessen. Bei der schwierigen außenpolitischen Lage Deutschlands wollen wir taktische Erwägungen ohne weiteres anerkennen und gelten lassen. Deutschland ist ebenso wie Oesterreich unfrei in seinen Entschlüssen. Aber es ist ja heute noch keine Rede von der Vollziehung des Anschlusses, sondern nur von der Vorbereitung auf den Anschluß. Diese Vorbereitung läßt sich natürlich nicht erreichen, wenn man die Sache totschweigt. Die Vorbereitung ist aber dringend nötig, denn es fehlen im deutschen Volke fast alle psychologischen Voraussetzungen für den Anschluß.

Die Deutschen Oesterreichs wurden in den letzten Jahrzehnten vor dem Krieg in eine hoffnungslose Position einer nationalen Minderheit gedrängt. Im gemischtsprachigen Gebiet waren sie fast auf der ganzen Linie der slawischen Uebermacht wirtschaftlich und national unterlegen. Auch politisch hatten sie die Führung im Staate Oesterreich zeitweise verloren. Seit langer Zeit sahen viele von ihnen die einzige Rettung vor dem Untergang in der Hilfe durch das Deutsche Reich. Diese blieb ihnen politisch vollständig versagt. In der Dreibundspolitik Deutschlands konnten die großdeutschen Bestrebungen der Deutschen Oesterreichs nichts als Ablehnung erfahren. Aber auch im deutschen Volke selbst fanden die Hilferufe der österreichischen Deutschen keinen Widerhall. Dynastische Haus- und Staatspolitik haben die beiden deutschen Stämme zu weit auseinander gebracht. Wie die Altösterreicher das Jahr 1866 und Königgrätz nie überwinden konnten, so ist diese Zeit an den Preußen erst recht nicht spurlos vorübergegangen. Der Sieger wird leicht überheblich, und dieses Gefühl der Ueberheblichkeit der Preußen ist nicht nur bei den Süddeutschen, sondern auch bei den Altösterreichern viele Jahre wach geblieben. Die spätern Generationen lösten sich von diesen Hemmungen. Sie sahen die politischen und wirtschaftlichen Leistungen Deutschlands mit Stolz und Freude, das Nationalbewußtsein siegte über das Staatsbewußtsein, besonders als sie in diesem Staat eine Beute ihrer nationalen Gegner werden sollten. Sie suchten in ihrer nationalen Bedrängnis den natürlichsten Schutz ihrer Volksgenossen im Reich und fanden nur verschlossene Türen.

Ob man noch heute für diese unnatürliche und daher auch unpolitische Seite der deutschen Außenpolitik Verständnis hat? Kein Volk Europas hat so sehr Staatspolitik und so wenig Nationalpolitik betrieben wie Deutschland. Hier, in dieser Zeit vor dem Krieg ist auch der Grund gelegt für unsre Verständnislosigkeit in der Frage des Anschlusses. Unsre Gegner haben den Krieg geführt unter der Losung „Selbstbestimmungsrecht der Völker". Wir haben in unsrer nationalen Harmlosigkeit nie solche Gedanken gehegt, obzwar wir genug „unerlöste Brüder" außerhalb der deutschen Grenzen hatten. Aber was außerhalb der Grenzpfähle an Deutschen lebte, gehörte nicht zum Reich und interessierte nicht. Und so ist es auch heute noch. Wir kennen die Deutschen in Oesterreich nicht. Die Zahl derjenigen ist nicht gering, die nicht wissen, daß in Oesterreich auch Deutsche wohnen, die unsre Sprache sprechen und an unsrer Kultur mitarbeiten, kurz, die unsers Blutes sind.

Das wäre aber das Schlimmste nicht. Viele von uns sind noch in altpreußischem Vorurteil gegen Oesterreich und die Oesterreicher befangen, das es fertig bringt, trotz Unkenntnis mit scharfer Kritik und Ablehnung nicht zurückzuhalten. Diese Kritik war schon dem alten Oesterreich der Vorkriegs- und Kriegszeit gegenüber ungerecht, denn sie trug den schwierigsten Verhältnissen, unter denen je ein Staat leben mußte, nicht Rechnung. Jetzt ist aber eine solche Einstellung ganz unhaltbar geworden, da sie Verleugnung der Entwicklung des letzten Jahrzehnts bedeutet.

Das alles wäre zu ertragen, wenn es sich um unsre Haltung einem fremden Volke gegenüber handeln würde. Aber es sind doch unsre Volksgenossen, Deutsche, die durch Jahrhunderte geschichtliches Schicksal mit uns teilten, Glanzzeiten unsrer Vergangenheit als Wächter der Ostmark ermöglichten, das alte und das neue deutsche Reich schützen halfen. Und die nur durch dynastische Politik von uns getrennt waren.

„Heim ins Reich" war die Losung aller großdeutschen Bestrebungen der Deutschen Oesterreichs. Unter dieser Losung steht auch die Anschlußbewegung wieder in diesen zehn Jahren. Sie war nie so stark und einheitlich im deutschösterreichischen Volke wie in der Gegenwart. Davon kann sich jeder Reichsdeutsche überzeugen, der nach Oesterreich kommt. „Heim ins Reich" ist für jeden Oesterreicher etwas so Selbstverständliches geworden: Der Glaube an die eigne Existenz und die Einheit des deutschen Volkes.

Wie kann man diesem Glauben mit Kritik und Zurückhaltung begegnen. Ein Brudervolk in Not, das sich aufrecht hält im Glauben an die Heimkehr ins Vaterland. Wir dürfen nicht länger prüfend und mit verschränkten Armen dastehen, statt freudig die uns entgegengestreckte Rechte zu ergreifen. Es gibt tausend Möglichkeiten, unsern Willen zur nationalen Einheit zu bekunden und Oesterreich mit dem Herzen zu erobern. Jeder nutze eine solche Möglichkeit. Kein Schwert und kein Friedensvertrag wird diesen Bund dann noch hindern können. Dr. M.

Das Deutschtum in Südbrasilien

Von O. F. Teuscher

Kamerad O. F. Teuscher sendet uns folgende Eindrücke, die er in Blumenau selbst hat gewinnen können. Sie werden des lebhaften Interesses aller Kameraden sicher sein. Die Schriftleitung.

Die Hundertjahrfeiern zahlreicher deutscher Kolonien in Südbrasilien gehen in Deutschland ohne den Widerhall vorüber, der ihnen ihrer Bedeutung nach eigentlich zukommt, stellen sie doch insgesamt und jede für sich in der Geschichte der Menschheit einen Markstein deutschen Kulturfleißes dar. Nur wenigen von uns ist es gegenwärtig, daß da in Südamerika ein großer Stamm unsrer Volksgenossen existiert, die seit einem Jahrhundert, also seit mehreren Generationen, fern der Heimat, unter Lebensbedingungen, die von denen der Heimat grundverschieden sind, in einem fremden Sprachgebiet unverändert und unverfälscht als Deutsche leben und arbeiten.

Nur wenige der Familien, die in den deutschen Kolonien in Südbrasilien wohnen, haben die deutsche Heimat gesehen. Die meist flachsköpfigen Kinder und auch ihre Eltern kennen Deutschland nur von den Erzählungen des Vaters, des Großvaters oder des Urgroßvaters her, und doch sind sie mit dem Deutschtum noch so fest verwachsen, daß ohne große Mühe in den verschiedenen Kolonien die einzelnen deutschen Dialekte zu unterscheiden sind, und an diesen Dialekten festzustellen ist, ob die Gründerfamilie einmal aus dem Hunsrück, der Eifel oder aus Schwaben eingewandert ist.

Oft genug begegnen einem Fälle, in denen die Familie gar nicht mehr genau weiß, woher sie eigentlich stammt. Die Erzählungen des Großvaters von der Heimat haben sich verwischt und sind in der Erinnerung verblaßt. Manchmal wissen sie nicht mehr den Namen des Ortes, aus dem sie stammen, sie wissen nur: Großvater hat ihnen erzählt, ein Fluß sei da gewesen, oder ein hoher Berg.

Es ist ein zäher Menschenschlag. So zäh, wie sie an ihrem Deutschtum hängen, so zäh sind sie in ihrer Arbeit, in ihrem schweren, harten Kampfe mit dem Urwald. Ein Kollege besuchte einmal ein etwas abseits gelegenes Gehöft und wollte gern den Hausherrn sprechen. „Den können Sie nicht sprechen, der ist krank", sagte die Frau. — „Das ist ja sehr traurig, haben Sie denn einen Arzt?" — „Nein, Arzt haben wir nicht." — „Sie sollten aber doch den Arzt hinzuziehen, wenn Ihr Mann krank ist." — „Ja, so krank ist er doch nicht." — „Kann ich Ihren Mann denn wirklich nicht sprechen? Nur für einen kurzen Augenblick?" — „Nein, den können Sie nicht sprechen, er ist ja nicht daheim." — „Er ist nicht daheim? Ich denke er ist krank?" — „Ja, krank ist er schon." — „Ja, aber wenn er krank ist, dann kann er doch nicht auf dem Feld arbeiten." — „Freilich, das kann er schon noch. Er kann bloß keine Bäume mehr fällen." — Welcher Menschenschlag! Welch hartes Leben, wo der Mensch schon für krank gilt, wenn er keine Bäume mehr fällen kann.

Die Deutschen unterhalten aus eignen Mitteln deutsche Schulen und Kirchen und achten sehr darauf, daß die Kinder fleißig und gewissenhaft Unterricht und Gottesdienst besuchen. Freilich wird nicht aller Wissenshunger in diesen Schulen befriedigt, aber sie sind doch die Keimzellen, aus denen dem deutschen Geisteswesen immer wieder neue Kraft zuwächst. Wer sich weiterbilden will, muß es durch eigne Kraft, und muß selber suchen, die Wege zu den Quellen der Weisheit zu finden. Bei einem Besuch in einem ganz einsam gelegenen Gehöft am Rande des Urwaldes machte ein Bekannter von mir eine eigentümliche Entdeckung. Der Sohn des Hauses, ein junger Mann von 28 Jahren, zeigte eine ganz ungewöhnliche, vielseitige Beschlagenheit. Welches Gebiet auch immer wieder berührt wurde, sei es Literatur, Philosophie, Technik, Städtebau, Spiritismus, kurz, was es auch war, zu jedem wußte er etwas zu sagen. Doch merkwürdigerweise zeigte das Wissen des jungen Mannes oft ganz unvermutete, ganz überraschende Lücken. Auf näheres Befragen stellte sich dann heraus, daß der junge Mann nur als Kind die deutsche Schule im nächsten Orte besucht hatte, noch nie in seinem Leben eine große Stadt gesehen hatte und nie mit höhern Bildungsinstituten in Berührung gekommen war. Aber er hatte in dem Bücherschrank seines Vaters die vollständige Bändezahl von Brockhaus' Konversationslexikon aus dem Jahre 1890 gefunden, und das hatte er regelrecht auswendig gelernt. Zeit genug hatte er ja. Was in seinem Brockhaus stand, das wußte er, was nicht darin stand, existierte nicht für ihn.

Aus diesem, für das Leben im Urwald so charakteristischen Erlebnis, darf nun freilich nicht geschlossen werden, daß die deutschen Siedler in Südbrasilien etwa aus Analphabeten durchs Leben stolperten. Im Gegenteil. In den großen deutschen Siedlungen ist das geistige Leben sogar sehr rege und die geistige Kultur steht auf einer hohen Stufe. Wäre dies nicht der Fall, so hätte sich das Deutschtum wohl kaum ein volles Jahrhundert hindurch so unvermischt und lebenskräftig inmitten eines fremden Volkswesens erhalten können.

Im Jahre 1924 war in Sao Leopoldo die erste Zentenarfeier deutscher Einwandrung in Brasilien begangen worden. Eigentlich hätte diese Feier schon sechs Jahre vorher, 1918, begangen werden müssen, da im Jahre 1818 der König D. Joao VI. im Staate Bahia die deutschen Kolonien Leopoldina und Sao Jorge de Ilhéos hatte anlegen lassen. Doch das Jahr 1918 war für das brasilianische Deutschtum noch nicht zum Festefeiern geeignet, weil in den Jahren 1917 bis 1918 noch eine starke Welle der Deutschfeindlichkeit durch Brasilien ging. Sogar die deutschbrasilianische Presse war damals als „staatsgefährlich" unterdrückt worden. Diese germanophobe Welle ist nach dem Kriege bald und gründlich verebbt, und als es dann sechs Jahre später zu der Hundertjahrfeier der ersten deutschen Kolonie in Brasilien, in Sao Leopoldo kam, herrschte einmütiger Jubel in allen Schichten der Bevölkerung, gleichviel welcher Nationalität auch immer.

Ein Jahr darauf, 1925, begingen Joinville und Blumenau den 75. Geburtstag ihrer Gründung, und die Wolgadeutschen im Staate Paraná hielten ihre Fünfzigjahrfeier ab. Dann gab es im vorigen Jahre die Zentenare der Gründung der ersten deutschen Kolonie im Staate Santa Catarina, in Sao Pedro d'Alcantara und im Staate Paraná in Rio Negro. In Rio Negro wurde ein Monument errichtet, das im Relief die Ankunft der ersten deutschen Einwandrer und ihre schwere Arbeit darstellt. Eine Tafel trägt die Namen der 51 Familienväter, die vor 100 Jahren in Paraná einwanderten. Die Kosten wurden durch allgemeine Sammlungen der Industrie- und Handelskreise von Rio Negro aufgebracht. Die syrisch-libanesische Kolonie von Rio Negro aber hat die deutsche Kolonie durch Aufstellung einer großen Uhr auf einem der Hauptplätze der Stadt geehrt.

Ein Zeugnis für deutschen Fleiß und deutsche Kultur, dauernder und lebendiger als Stein und Erz, wird das „Museum der deutschen Einwandrung" werden, zu dem am 15. November vorigen Jahres der brasilianische Verkehrsminister Dr. Viktor Kondor in Blumenau den Grundstein gelegt hat. Zum Standort des Museums wurde gerade Blumenau gewählt, weil die schmucke, in ihrem äußern Bild „urdeutsch" anmutende Stadt ausschließlich von Deutschen geschaffen wurde, was bei andern, heute überwiegend „deutschen" Orten, wie Curityba oder Rio Negro etwa, nicht der Fall ist. Die 72 000 Einwohner zählende Stadt am Itajahayfluß wird im ganzen Land als „Muster-Munizip" bewundert; sie erfreut sich des häufigen Besuchs politisch interessierter Männer, und von den Reisenden aus Deutschland oder Oesterreich versäumt wohl niemand, Blumenau aufzusuchen, wenn es seine Zeit nur irgendwie erlaubt. So darf Blumenau als das Zentrum des Deutschtums in Südbrasilien gelten.

Das „Museum der deutschen Einwandrung" soll in größtmöglicher Vollständigkeit alles sammeln und bewahren, was von der Geschichte deutschstämmigen Volkes in Brasilien, von seinen Leistungen auf jedem Gebiet der Wirtschaft und der Kultur, von seinen großen Männern zeugt, und es soll diese Sammlung der Allgemeinheit zugängig gemacht werden. Das Museum soll ferner eine Dauerausstellung der Erzeugnisse deutschbrasilianischen Fleißes unterhalten, damit jedermann zu jeder Zeit sich nicht nur über die Vergangenheit unterrichten, sondern sich auch ein Bild von den Leistungen der deutschen Siedler in der Gegenwart machen kann. Das Museum soll ferner durch Herausgabe einer Zeitschrift in deutscher Sprache das Studium der Vergangenheit und Gegenwart des Brasil-Deutschtums und durch Herausgabe einer Zeitschrift in portugiesischer Sprache das Bekanntwerden der deutschen Leistungen im nichtdeutschen Volksteil fördern. Und endlich soll das Museum auf Grund des gesammelten Materials eine illustrierte Geschichte des Deutschtums in Brasilien veröffentlichen, die sämtliche Landesteile umfaßt. Für den kulturhistorischen Forscher aber wird die Trachtensammlung ein nicht geringes Interesse erwecken, die aus der Vergangenheit an charakteristischen Trachten retten soll, was noch zu retten ist; ebenso die Sammlung phonographischer Aufnahmen, die geplant ist, und welche die verschiedenen Dialekte, Volkslieder und Kirchengesänge bewahren soll. —

„Der Kampf um die Erde"

Bemerkungen zu einem Sowjetfilm / Von Paul Olberg

I.

Seit einiger Zeit läuft in Berlin ein sowjetrussischer Film unter dem Titel „Der Kampf um die Erde", der ein politisches Interesse hat. Die bolschewistische Filmverleihgesellschaft „Prometheus", in welcher der rührige Geschäftsmann der KPD., Münzenberg, eine maßgebende Rolle spielt, sorgt aus durchsichtigen Gründen dafür, daß der Film vornehmlich in den Arbeitervierteln der Reichshauptstadt aufgeführt wird. Die Bilder haben zum Zweck, dem deutschen Zuschauer die „großen Taten" der regierenden Partei Sowjetrußlands an der Bauernschaft zu vermitteln. Heute ist die russische Agrarfrage allerdings von erstrangiger aktueller Bedeutung.

Einleitend zeigen einige Bilder dieses offiziellen Films, ein wie trostloses Dasein der russische Bauer in dem armen rückständigen Rußland unter dem Zarismus führen mußte; er wohnte in einem Raum mit seinem Vieh; landwirtschaftliche Maschinen kamen für ihn nicht in Betracht; vielmehr war er dazu verurteilt, den Grund und Boden mit den primitivsten Geräten oder sogar mit den nackten Händen zu bearbeiten. Der arme Bauer war vom Großbauern (Kulak) abhängig, bei dem er Inventar unter schweren Bedingungen pachten mußte. Der Pope, der Geistliche, förderte die Rückständigkeit der Bauern. So war es, versichert der Film.

Ein neuer Zeitabschnitt beginnt. Der Bolschewismus ist am Ruder. Aber auch unter diesem Regime mußten anfangs die Bauern einen schweren Kampf um ihre Existenz führen, weil sie, nach der Auffassung der herrschenden Partei, an ihrer Privatwirtschaft hängen. Und die kluge Staatsgewalt, in ihrer liebevollen Sorge um die Bauernschaft, entschließt sich daher, dem bisherigen wirtschaftlichen Zustande ohne weiteres ein Ende zu machen. Die privaten Bauernwirtschaften müssen liquidiert und durch Kollektivwirtschaften ersetzt werden. Die Idee der „Sozialisierung" wird leidenschaftlich propagiert. Alles wird in Bewegung gesetzt, um eine Kollektivwirtschaft ins Leben zu rufen. Große Schwierigkeiten müssen dabei überwunden werden. Denn der unwissende Bauer begreift weder die Bedeutung der Gemeinwirtschaft, noch die der Technik für den Fortschritt der Landwirtschaft. Er möchte seine Privatwirtschaft um jeden Preis behalten. Landwirtschaftlichen Maschinen bringt er das größte Mißtrauen entgegen. Die Lage ist um so kritischer, weil der Kulak gegen die Sowjetgewalt hetzt. Ueberhaupt der Kulak der heute in Sowjetrußland als agitatorisches Schlagwort lanciert wird, um den Bauer von der katastrophalen Agrarpolitik abzulenken, spukte im Film wie ein böser Geist, der alle guten Absichten der Bolschewisten überlisten möchte. Aber der kommunistische Gedanke trägt letzten Endes den Sieg davon: aus den Reihen der armen Bauern tauchen junge Kräfte auf, welche den Regierungsplan der Kollektivierung der Wirtschaft warm begrüßen und für seine Verwirklichung arbeiten. Als musterhafte Aktivisten erscheinen die arme Bäuerin Martha und ein jugendlicher Bauer. Sich auf diese beiden Pioniere der „Sozialisierung" stützend, erklärt der örtliche Vertreter der Sowjetgewalt, zum Trotz der übergroßen Mehrheit der Gemeindebauern, die Kollektivwirtschaft als gegründet. Nun heißt es, alles für diese neue „sozialistische" Wirtschaft einzusetzen. Martha fährt nach Moskau, um an Ort und Stelle die Lieferung des Traktors für die Kollektivwirtschaft zu beschleunigen. Sie wagt dabei, die eigenartige bolschewistische „Selbstkritik" an der Verwaltung zu üben. Als sie sich im zuständigen Büro zu ihrer Ueberraschung und Verzweiflung von der dortigen bürokratischen Schlamperei überzeugte, die eine dauernde Verzögerung der Lieferung des Traktors zur Folge hatte, begab sie sich sofort zum Präsidenten der Sowjetunion, Kalinin, selbst und erwirkte von ihm eine Verfügung betreffend die dringende Zustellung der Maschine. Befriedigt zieht Martha daraus die Folgerung, daß es zwar auch heute noch Bürokratie gibt, aber daß „es doch nicht so schlimm ist wie unter dem alten Regime."

Eine besonders wichtige Rolle beim Aufbau der Kollektivwirtschaft spielt der Sowjetkommissar. Er erscheint in allen entscheidenden Momenten des Bauernlebens auf der Bildfläche. Bald ist er hier, bald da. Wenn man den mißtrauischen Bauern zum ersten Male einen Separator demonstriert, so taucht der Kommissar auf und versucht, die Bauern von dem Nutzen des Apparates zu überzeugen. Wenn der Traktor unter großer Aufmachung sozusagen eingeweiht wird, so ist wiederum der Kommissar im Vordergrund der Begebenheit. Mit einem Wort, wir sehen ihn immer wieder und wieder.

Als ein Allheilmittel für die Kollektivwirtschaft wird der Traktor propagiert. Martha sieht im Traum, wie das endlose Feld mit Traktoren bedeckt wird, und ist glücklich, daß ihr Ideal Wirklichkeit geworden ist.

Schließlich ist das Ziel der regierenden Partei erreicht: die in jeder Hinsicht ausgezeichnete Kollektivwirtschaft gedeiht. Die Bauern sind glücklich. So stellt der bolschewistische Film die Entwicklung der russischen Landwirtschaft und die Agrarpolitik der Sowjetmachthaber dar. Wie sieht es in Wirklichkeit aus? (Schluß folgt.)